Von der Stille zur Dauerbeschallung

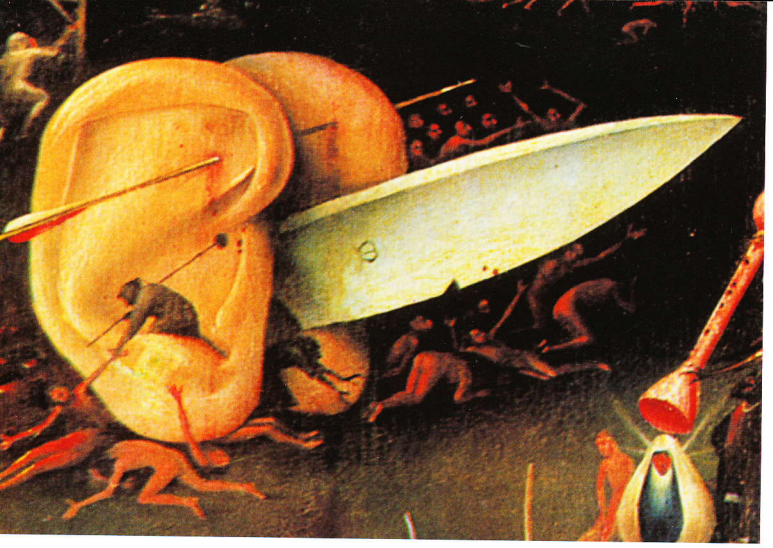
„Soundscape" im Wandel

Jürgen Bräunlein

Stele aus dem altägyptischen Memphis, dem Gott Ptah gewidmet

„Hörst Du das Neue, Herr, / dröhnen und beben? / Kommen Verkündiger, / die es erheben. // Zwar ist kein Hören heil / in dem Durchtobtsein, / doch der Maschinenteil / will jetzt gelobt sein." So schrieb Rainer Maria Rilke 1922 in seinen „Sonetten an Orpheus" und brachte damit die gewandelte Lautsphäre der Epoche hellhörig auf den Punkt. Die industrielle Revolution in Deutschland hatte das Leben von Grund auf verändert und dabei auch die Geräuschwelten, in denen sich die Menschen bewegten, neu „arrangiert". Die Verwendung neuartiger Materialien und Maschinen brachte Geräusche hervor, die niemals zuvor zu hören waren: den Lärm der Hydraulikpresse, des Flügelrads, des Pressluftzylinders und der Dreschmaschine, des Webstuhls und des Dampfschiffes. Waren diese Gerätschaften einer neuen Zeit einmal in Bewegung, erzeugten sie Laute, die schon aus der Ferne Aufsehen erregten: „Kaum betritt man das Städtchen, so dröhnt einem der ohrenbetäubende Lärm einer tosenden, auf den ersten Blick Furcht erregenden Maschine entgegen. Zwanzig schwere Hämmer werden von einem Wasserrad hochgehoben und sausen mit Getöse nieder, sodass der Boden erzittert. Dieses Rad fabriziert tagtäglich Tausende und Abertausende von Nägeln." So beschreibt Henri Stendhal in seinem Roman *Le Rouge et le Noir* (1830) die Herausbildung einer neuen städtischen Geräuschkulisse. Erstmals in der Geschichte der Menschheit können Gebrauchsgüter in großer Stückzahl hergestellt werden. Das hat seinen Preis, wie man in dem Roman *Renée Mauperin* (1864) der Gebrüder Goncourt lesen kann: „Aus den Kerzenfabriken, den Traubenzucker- und Stärkefabriken, den Zuckerraffinerien, die zwischen dürftigen Grünflächen den Kai entlang standen, stieg ein undefinierbarer Geruch von Fett und Zucker auf, den die Ausdünstungen des Wassers und die Teerdüfte mit forttrugen. Der Lärm der Gießereien und das Pfeifen der Dampfmaschinen zerrissen alle Augenblicke die Stille über dem Fluss." Zur Disposition stand eine Stille, die Goethe Ende des 18. Jahrhunderts noch mit Pathos beschwor: „Über allen Gipfeln / Ist Ruh, / In allen Wipfeln / Spürest du / Kaum einen Hauch; / Die Vögelein schweigen im Walde. / …"

Im Mittelalter und noch in der Renaissance war die akustische Umgebung – Experten sprechen heute von „Soundscape" („Schalllandschaft") – zu über 90 Prozent von Natur- und Menschenlauten geprägt. „Natürliche" Laute gliederten den Tag: der erste Hahnenschrei, das sanfte Trillern der Grillen. Man hörte Schritte und Hände, die bei der Arbeit die verschiedensten Geräusche verursachten. Manchmal erschollen Jagd- oder Posthörner, Kirchenglocken schlugen, und Kutschen rollten über Kopfsteinpflaster. Doch bereits zu Goethes Zeiten schoben sich Werkzeug-, Maschinen- und Verkehrsgeräusche immer hartnäckiger ins Ohr. Und bald waren die Schallwellen der Industrie selbst auf dem Land zu hören. Die Dichter des europäischen Naturalismus erkannten dabei früher als andere die gesundheitlichen Schäden, die Industrielärm anrichtet: „Wenn er jetzt den Blick durch das Fenster nach der Fabrik hinüberrichtete, so tat er es mit geballter Faust und dem Ausdrucke des Hasses. Das Getöse der Dampfmaschine kam ihm dann wie das dumpfe Ächzen hundert zu Tode



Hieronymus Bosch: *Garten der Lüste*, vor 1516 (Ausschnitt)

getroffener Männer vor; und das leise Zittern des Erdbodens wie das Nahen einer verderbenbringenden Gewalt, die dereinst das ganze Haus verschlingen würde." So steht es in Max Kretzers sozialkritischem Roman *Meister Timpe* von 1888. Mochte der Lärm in den Fabriken auch nicht den Tod bringen, so doch die Taubheit. Vor allem bei Kesselschmieden, die Stahlplatten zusammenhämmerten und vernieteten, entdeckten Ärzte schwere Gehörschäden, ein Leiden, das schließlich als „Kesselschmiedkrankheit" bekannt wurde. Erst über 100 Jahre später ergriff man in den Betrieben Maßnahmen zum Lärmschutz.

Die Laute der Technik haben eine neue, auch beunruhigende Qualität. Es sind Töne, die andauern und sich nicht verändern, solange die Maschinen in Betrieb sind. In der Natur gibt es keine solchen gleichbleibenden Dauertöne, wenn man von dem Zirpen einiger Insekten absieht. Natürliche Laute entstehen, schwellen an und verklingen wieder. Mit der industriellen Revolution wurden sie übertönt oder gar zum Verschwinden gebracht: So verschmolz das Klappern der Pferdehufe zum gleichmäßigen Rauschen der Eisenbahn. Keine Maschine hat ähnlich gefühlsstarke Assoziationen hervorgerufen wie die Eisenbahn. Anlässlich der Eröffnung der Bahnstrecke Leipzig–Dresden im Jahre 1837 schrieb der mäßig begabte Dichter Karl Isidor Beck ein Gedicht, das ihn weltberühmt machte: „Rasend rauschen rings die Räder, / Rollend, grollend, stürmisch sausend, / Tief im innersten Geäder / Kämpft der Zeitgeist freiheitsbrausend. / Stemmen Steine sich entgegen, / Reibt er sie zu Sand zusammen, / Seinen Fluch und seinen Segen / Speit er aus in Rauch und Flammen." Rhythmik und Rattern des fahrenden Zuges finden hier eine ihnen gemäße poetische Form. Prominente Zeitgenossen wie Adalbert von Chamisso, Heinrich Heine und Gottfried Keller haben die Eisenbahn als akustisches Ereignis gewürdigt. Charles Dickens und Richard Wagner lehnten sie ab. Ebenso der 70-jährige Publizist Johann Joseph Görres: „Wäre ganz Deutschland mit Ringelbahnen von einem Ende zum andern in allen Richtungen belegt und flögen Dampfwagen zu Tausenden in ihm über Berg und Tal, würden alle seine Flüsse von den Dampfschiffen bis zum tiefsten Grunde durchforscht, arbeiteten die Hebel sich müde in allen Winkeln, und wendeten sich um und um in allen seinen Straßen die Räder der Maschinen: was hülfe Deutschland alles, hätte es in dem klappernden Mechanismus die innewohnende Seele verloren?" Solche skeptischen Töne, gespeist aus einer Dämonisierung des Ingenieurwesens, wurden – um im Bild zu bleiben – vom Zug der Zeit überrollt. Die Expressionisten hingegen, später noch mehr die Futuristen, waren von der Technik begeistert. Sie verherrlichten den Maschinenlärm als Teil des gesellschaftlichen Fortschritts. Der Verbrennungsmotor, der laut aufheulte, wurde zum Kultobjekt. Im *Manifest des Futurismus*, des Italieners Filippo Tommaso Marinetti von 1909 stehen die legendären Zeilen: „Ein Rennwagen, dessen Motorhaube mit Auspuffrohren wie mit Feuer speienden Schlangen geschmückt ist, so ein drohender Rennwagen, der wie ein Maschinengewehr (sic!) ratternd dahinbraust, ist schöner als die geflügelte Nike von Samothrake." Ein solches Bekenntnis klingt heute wie ein Vorausgriff auf den jährlichen Formel-1-Zirkus mit seinen Millionen euphorischen Zuschauern: die Glorifizierung von ohrenbetäubender Raserei als ästhetischer Nervenkitzel. Der Futurist Marinetti schwärmte zudem vom Surren des Propellers. Mit dem Aufkommen des Luftverkehrs war eine Rundum-Beschallung möglich geworden. Nicht nur von der Straße, auch vom Himmel dröhnte es jetzt. Unverkennbar wurde der Zusammenhang zwischen Lärm, Gewalt und Machtentfaltung und mündete schließlich in die schlimmste aller denkbaren Geräuschkulissen: den Kriegslärm. Mochte zwar schon die Stadt Jericho durch intensive Posaunen-Beschallung zum Einsturz gebracht worden sein, so sprengte doch das, was sich Entsetzliches während der beiden Weltkriege abspielte, auch in akustischer Hinsicht alles bisher Dagewesene. Ein Soldat, der die „Materialschlacht" von Verdun 1916 miterlebte und später im Krieg sein Leben ließ, schrieb nach Hause: „Auf die Sekunde pünktlich brüllen mehr als 1200 Geschütze auf (…). Stundenlang geht das so (…). Wir schießen, schießen, schießen ohne Unterbrechung. Mittags begin-

Abb. unten:
Fernmeldebeamtinnen
am Arbeitsplatz

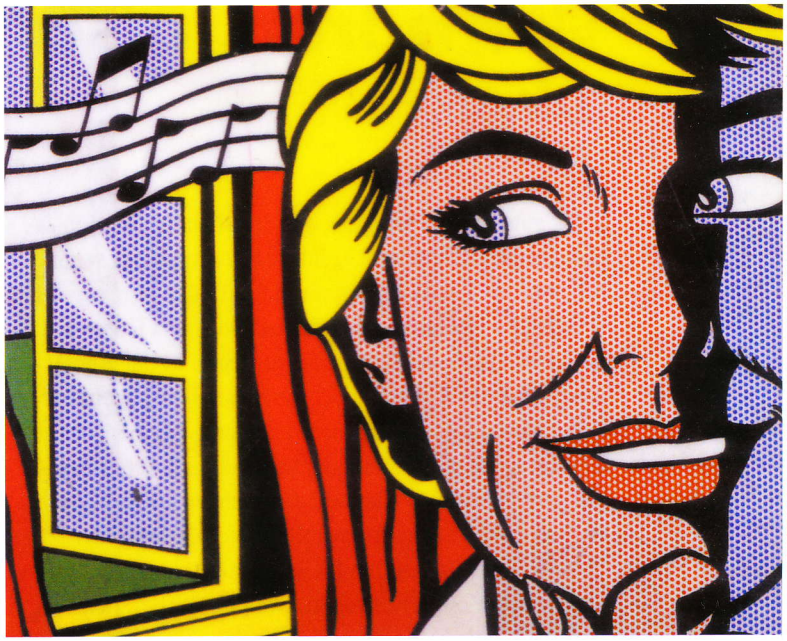
nen die Minenwerfer (…), das Getöse wird noch größer (…). Nachmittags zwischen 4 und 5 Uhr steigert sich unser Artilleriefeuer zum Trommelfeuer. Unsere Batterie schießt in der Stunde etwa 200 Schuss. Der Befehl kommt: ‚Von 4 Uhr 40 bis 5 Uhr Schnellfeuer.' Die Hölle bricht los, der Lärm (…) ist unbeschreiblich."
Bereits vor dem Ersten Weltkrieg begann der Siegeszug der so genannten neuen Medien, welche die Geräuschkulisse in Beruf und Alltag nochmals auf einschneidende Weise veränderten. Stimmen, Musik und Geräusche lösten sich von ihren Urhebern und beschallten nun Privatwohnungen und öffentliche Plätze (Phonograph, Grammophon, Radio, Fernsehen) und schließlich auch unmittelbar das menschliche Ohr (Telefon). Während Thomas Mann im *Zauberberg* die Entdeckung des Grammophons durch die Kurgäste noch liebevoll als Ereignis beschrieb, verhöhnte Hermann Hesse zur selben Zeit Grammophon und Radio als Niedergang der abendländischen Kultur: „Achten Sie darauf, wie diese irrsinnige Schallröhre scheinbar das Dümmste, Unnützeste und Verbotenste von der Welt tut und eine irgendwo gespielte Musik wahllos, dumm und roh, dazu jämmerlich eingestellt, in einen fremden, nicht zu ihr gehörigen Raum hinein schießt, (…) wie das Radio die herrlichste Musik der Welt zehn Minuten lang wahllos in die unmöglichsten Räume wirft, in bürgerliche Salons und Dachkammern, zwischen schwatzende, fressende, gähnende, schlafende Abonnenten hinein, so wie es diese Musik ihrer sinnlichen Schönheit beraubt, sie verdirbt, verkratzt, verschleimt und dennoch ihren Geist nicht ganz umbringen kann."
So lässt sich eine (Kultur-)Geschichte der Lautsphäre auch schreiben als Geschichte ihrer Kritiker. Bei jeder neuen akustischen Zumutung formierte sich bisher noch jedes Mal Widerstand, später setzte dann Gewöhnung ein. Arthur Schopenhauer etwa wetterte Zeit seines Lebens gegen die Torpedierung der Stille: „Ich hege wirklich längst die Meinung, dass die Quantität Lerm, die Jeder unbeschwert vertragen kann, in umgekehrtem Verhältnis zu seinen Geisteskräften steht, und daher als das ungefähre Maaß derselben betrachtet werden kann."
Schon vor dem Ersten Weltkrieg gründete der Philosoph und Pädagoge Theodor Lessing (1872–1933) einen deutschen Antilärm-Verein und geißelte in seiner Kampfschrift „all dies entsetzliche Randalieren, dies unaufhörliche Brüllen, Dröhnen, Pfeifen, Zischen, Fauchen, Hämmern, Rammeln, Klopfen, Schrillen, Schreien und Toben". Er wohnte in München ausgerechnet zwischen zwei Varieté-Theatern, was ihn zu der Bemerkung veranlasste, sein Bett stünde „in einer Brandung von Geräuschen". Nach drei Jahren machte der Antilärm-Verein Pleite, und spätestens da war die Häme in der Bevölkerung groß, besonders bei den Genossen der Arbeiterparteien und – wen wundert es – bei den gerade aufkommenden Automobilclubs. Gegen die kämpfte der Tübinger Philosoph Eduard Spranger später in den 1950er- Jahren besonders ausdauernd. Für Spranger hieß das Feindbild Straßenlärm: „Von den Gedanken gedeihen nur noch diejenigen", so klagte er, „denen die Begleitung eines dumpf rollenden Donners von der Straße keinen Abtrag tut." Spranger protestierte gegen

Blick von einer Brücke auf die Autobahn München–Salzburg, 1957

den „transportablen Lärm“ wie später andere gegen die „transportable Musik“, so Hans Magnus Enzensberger: „Die Versuchung, auf jeden erkennbaren Lautsprecher zu schießen, droht übermächtig zu werden; nur die Einsicht, dass dies den Lärmpegel weiter erhöhen würde, hält den Besonnenen von solchen Handlungen ab.“ Komponisten der Avantgarde hingegen entdeckten frühzeitig den ästhetischen Reichtum der akustischen Umgebung, auch wenn vieles davon von hässlichen Maschinen verursacht wurde. Spätestens mit John Cage wurde die Integration von „Lärm“ in musikalischen Kompositionen salonfähig. „Aller Klang ist fast wie Stimme“, erklärte Cage, „ eine Blase auf der Oberfläche, die sogleich zerplatzt.“ Heute sind aus den ehemals stummen Computern längst tönende Multimediastationen geworden. Und das Läuten von Handys hat die öffentlichen Räume nahezu vollständig erobert. Die Umsätze mit den verschiedensten Klingeltönen beliefen sich in Deutschland im letzten Jahr bereits auf 183 Millionen Euro. Einschneidender ist jedoch eine andere Entwicklung: Der Lärmpegel in deutschen Städten hat sich von 1976 bis 1991 verdoppelt (DIE ZEIT, 33/2001). Um sich im Großstadtgetümmel Gehör zu verschaffen, heulte eine Polizeisirene im Jahre 1912 in einer Lautstärke von 88 Dezibel (dB), heute werden weit über 110 Dezibel gemessen. Eine Zunahme an Dezibel lässt sich in vielen gesellschaftlichen Bereichen beobachten. Zum Beispiel im Klassenzimmer. Einer Studie der Universität Bremen zufolge erreicht der Schallpegel in Schulen mittlerweile häufig 60 bis 85 dB (Süddeutsche Zeitung v. 24.1.2005), eine Lautstärke irgendwo zwischen einem Rasenmäher und Autobahnlärm. Schon ab 85 dB kann andauernder Schall zu gesundheitlichen Schäden führen. Tatsächlich leben heute 14 Millionen Deutsche mit einer Hörminderung, acht Millionen leiden unter Tinnitus, also Ohrgeräuschen. Besonders bei Jugendlichen nimmt die Schwerhörigkeit zu, verursacht durch zu lautes Musikhören in Discotheken oder mit Walkman.

Ein anderes Phänomen jüngerer Zeit ist die Zunahme an Hintergrundgeräuschen. Überall hört man leise dahinplätschernde Musik oder lebhaft pulsierende Klangarrangements: in Restaurants und Cafés, in Shopping Malls und Boutiquen, in Aufzügen und Wartesälen, auf Bahnhöfen und Flughäfen. Herstellung und Vertrieb solch „funktionaler Musik“ – nach der gleichnamigen amerikanischen Firma „Muzak“ genannt – sind heute zu einem wichtigen Wirtschaftsfaktor geworden. „Muzak“ operiert in der Lautstärke oft an der Hörschwelle oder überdeckt die übrige Geräuschkulisse (z. B. Stuhlgerücke, Geklapper von Absätzen und Computersummen in Großraumbüros). „Muzak“ soll nicht gehört, sondern nur unterschwellig wahrgenommen werden. Erik Satie hat dieses Konzept vorweggenommen, als er um 1920 seine „musique d'ameublement“ komponierte. Musik, die „Teil der Geräusche der Umgebung“ werden soll, ohne sich weiter aufzudrängen. In der Regel geht es bei „Muzak“ darum, das Konsum- und Kaufverhalten zu beeinflussen oder die Leistungsbereitschaft der Angestellten zu fördern. Allein die Firma „Muzak“ beliefert heute bereits 60 000 Kunden in 21 Ländern. En vogue sind auch interdisziplinäre Branchen wie Akustikdesign und Akustikökologie. Welche klanglichen Anforderungen müssen an (technologische) Produkte, aber auch Räume gestellt werden, damit sie sich harmonisch in die Umgebung einfügen? Und welche akustischen Signale sind verkaufsfördernd? Bei BMW in München sind in der Abteilung für „Soundentwicklung und Akustikprojekte“ 160 Angestellte damit beschäftigt, Geräusche wie das Zuschlagen der Autotüren zu optimieren. Blechern soll es ja nicht klingen, und anders als bei der Konkurrenz sowieso.

Roy Lichtenstein:
Sound of Music, 1963/64



© VG Bildkunst, Bonn 2005

Bereits 68 Prozent der Geräusche, die uns heute umgeben, werden technisch erzeugt, nur noch 26 Prozent verursacht der Mensch, der Rest bleibt der Natur vorbehalten. Und der Trend geht weiter. Die Grenze zwischen natürlichen Klängen und synthetisch erzeugten verwischt dabei stetig. Auch werden wir uns über immer realistischere Sprachsimulationen verständigen. Vermutlich wird es bald neue Begriffe geben, um die veränderten Verhältnisse zu beschreiben: „wirkliche Originalklänge oder lebende Töne" (Carolin Naujocks). Heute gehört es (wieder) zum guten Ton, „eine Vertreibung der Stille" zu beklagen oder auch gegen eine gesellschaftliche „Dauerbeschallung" aufzubegehren. Doch ein großes Problem von Sounddesign besteht gerade darin, dass in den Ohren vieler Menschen nur ein lärmender Motor Kraft und Leistungsfähigkeit suggeriert, das betrifft den Staubsauger ebenso wie die Harley Davidson. Selbst Kartoffelchips würden sich wohl nicht annähernd so gut verkaufen, wenn sie beim Verzehr nicht so hörbar „krachen" würden. Auch bei manchen mechanischen Abläufen im Alltag wollen wir offenbar nicht auf begleitende Geräusche verzichten, selbst wenn dies möglich wäre. So wurden Computertastaturen, die praktisch geräuschlos zu betätigen waren, von der Zielgruppe nicht angenommen. Wo man nichts hört, findet nichts statt, und uns fehlt die Rückversicherung. Wir sind dann verunsichert. Und wer hält es in der Stille denn schon wirklich aus? Nicht nur Jugendliche laufen mit Walkman oder neuerdings iPod dauerbeschallt durch die City, auch die Erwachsenen drehen mindestens das Radio an, wenn sie im Auto sitzen. Und in vielen Haushalten dient der Fernseher als permanent aufflackernde Geräuschkulisse. Völlige Stille kann ja furchterregend werden – deshalb pfeifen wir auch im Wald, und nicht nur dort. Vielleicht ist die allzu dogmatische Fixierung auf Ruhe und Stille sogar der falsche Zugriff auf ein geglücktes Leben. Jean-François Lyotard argumentiert so: „Freud sagt, der Todestrieb sei immer stumm, vom Rumoren des Eros erstickt; es ist die Gesundheit, die rauscht, Lärm macht (…). Zutreffend formuliert lautet die Alternative nicht Lärm oder Stille. Die Stille als Gesundheitsideal, das ist die Neurose Europas, die diese Repräsentation verlangte: die Triebe zum Schweigen zu bringen, sie draußen zu halten (…)". Für manche Zivilisationskritiker stellt sich die Sachlage dann auch anders dar. Nicht der äußere Lärm ist das Problem, sondern die innere Ruhe, die der Mensch verloren hat. So heißt es bei Peter Handke: „Trotz dem Verkehr empfand ich Stille; so wie ich am Tag zuvor, mitten im Lärm von Paris, in der Straße, wo wir einmal gelebt haben, Stille empfunden hatte. (…) ich blieb stehen und schrieb auf: ‚Was gibt es für Möglichkeiten – in der Jetztzeit! Stille auf der Route de Cézanne.' "

Auswahlliteratur:

Max Ackermann, Die Kultur des Hörens. Wahrnehmung und Fiktion, Nürnberg 2003

Karl-Heinz-Göttert, Die Geschichte der Stimme, München 1998

Jürgen Hellbrück, Hören. Physiologie, Psychologie und Pathologie, Göttingen 1993

Arnica Verena Langenmaier, Der Klang der Dinge, München 1993

Rüdiger Liedtke, Die Vertreibung der Stille. Leben mit der akustischen Umweltverschmutzung, München 2004 (neu überarbeitete Ausgabe)

Murray Schafer, Klang und Krach. Eine Kulturgeschichte des Hörens, Frankfurt am Main 1988

Wir hören, also sind wir

Jürgen Bräunlein

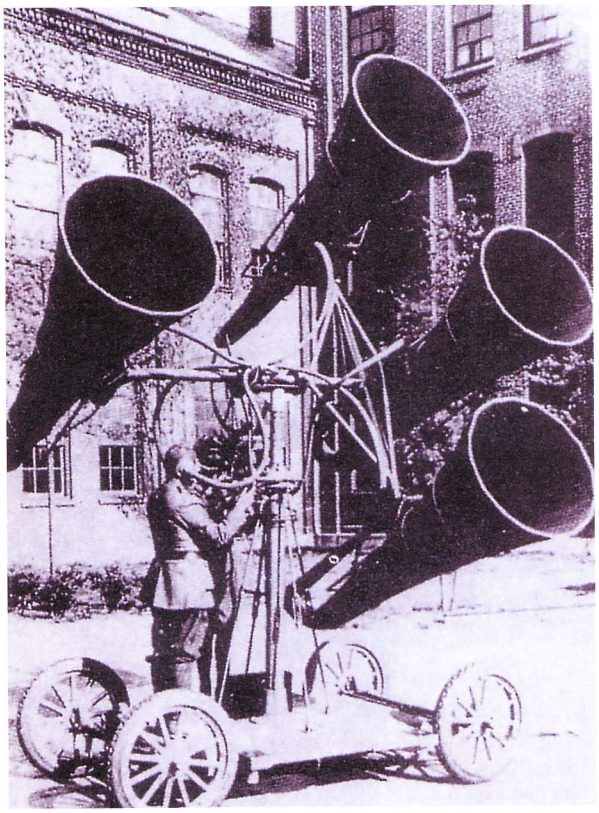
„Das auge ist ein herr, das ohr ein knecht", schrieb Jacob Grimm Mitte des 19. Jahrhunderts, „jenes schaut um, wohin es will, dieses nimmt auf, was ihm zugeführt wird." Die Dominanz des Sehens über das Hören hat eine lange Tradition. Die Anfänge liegen in der Renaissance und der Reformation, als das Sehen gegenüber den Nahsinnen zu dominieren begann, die menschliche Wahrnehmung auf Distanz ging und nach mehr Kontrolle strebte. Zum Nachteil des Gehörs gereicht auch, dass es eine sprachgeschichtliche Verbindung zwischen „hören", „Hörigkeit" und „Gehorsam" gibt. Die Ohren sind leicht manipulierbar und wenig flexibel, heißt es. Dabei sind sie im Unterschied zu den Augen permanent im Einsatz. Während die Augen geschlossen werden können, gibt es keine „Ohrenlider". Man kann nicht *nicht* hören. Deshalb kann uns der Wecker morgens zum Aufstehen nötigen und Schlimmeres mehr anrichten. Von dem chinesischen Polizeimeister Ming-Ti wird berichtet, dass er im dritten Jahrhundert v. Chr. folgendes Gesetz erließ: „Wer den Höchsten schmäht, der soll nicht gehängt werden, sondern Flötenspieler, Trommler und Lärmmacher sollen ihm ohne Pause so lange vorspielen, bis er tot zu Boden sinkt. Denn das ist der qualvollste Tod, den ein Mensch erleiden kann." Auch die Antike und das Mittelalter kannten schon die Lärm-Folter. Etwas Vergleichbares gibt es auf visueller Ebene nicht: Wer nicht sehen will, blickt zur Seite oder schließt seine Augen.

Vielleicht sind unsere Ohren deshalb immer offen, weil wir vor allem anderen soziale Wesen sind und uns primär über das Gehör verständigen, über unsere Stimmen. Die Stimme ist das Bindeglied, welches Gemeinschaften ursprünglich überhaupt erst zusammengeführt hat. Selbst wenn sich heute Gruppen von Menschen längst auch „stimmlos" bilden können, etwa via Internet, bleibt die Stimme doch das Leitmedium des Sozialen. Auch deshalb ist das Gehör so wichtig: „Nicht sehen trennt von den Dingen. Nicht hören trennt von den Menschen" (Kant). Die Stimme ist wohl das intimste, bestimmt aber das ausdrucksstärkste Mittel, das uns in der Kommunikation zur Verfügung steht: die Visitenkarte unserer Persönlichkeit, Ausdruck von Stimmungen, Spiegel unserer Gefühle. Und nicht allein das, was wir sagen, ist für die zwischenmenschliche Beziehung von Bedeutung, sondern auch, wie wir es sagen.

Ein gesunder Mensch hört Frequenzen von 20 bis

Original: Tate Gallery, London

20 000 Hz (der Sprachbereich liegt zwischen 500 und 5 000 Hz). Was jenseits dieser Schwellen noch zu hören wäre, etwa die Kommunikation von Delfinen und Fledermäusen (Ultraschall) oder die von Walen und Elefanten (Infraschall), ist für uns nicht existent. Das ist der Preis eines anthropozentrischen Weltbildes: Wirklich ist für uns nur das, was Menschen wahrnehmen. Unser Gehör besitzt ein hervorragendes Auflösungsvermögen. Hören und Verstehen sind dabei immens komplexe Vorgänge: Es gibt ein physikalisches Schallereignis, die akustische Wahrnehmung und schließlich die Bedeutung, die das wahrgenommene Ereignis für uns hat. Doch diese Zergliederung ist zu schön, um wahr zu sein. In Wirklichkeit lassen sich die drei Bereiche nicht strikt voneinander trennen. Fast immer hören wir weitaus mehr, als wir verarbeiten können. Zum Kollaps der Ohren kommt es aber nicht. Wir filtern in jedem Augenblick die für uns wichtigsten Informationen heraus. Trotz Hintergrundgeräuschen und Stimmengewirr können wir uns auf einen Redner konzentrieren, und im Konzertsaal sind wir sogar in der Lage, aus dem Orchester einzelne Instrumente präzise herauszuhören. „Wir hören uns die Dinge zurecht", bringt die Wissenschaftsjournalistin Carolin Naujocks den Sachverhalt eines „kreativen Hörens" auf den Punkt.
Unerwünschten Schall überhören wir. Oder wir ärgern uns darüber. Man nennt das Lärm: Schall, der zu laut ist (Presslufthammer), unangenehm klingt (leises Quietschen) oder als Störgeräusch wahrgenommen wird (z. B. Rauschen während eines Telefonats). Doch Lärm ist relativ. Viele Rituale in unserem Kulturkreis sind mit beträchtlichem akustischem Aufsehen verbunden: Fastnachtsbräuche, (Silvester-)Feuerwerke oder auch Polterabende. Und schon der erste Schrei des Neugeborenen belästigt eben nicht, sondern ist eine Wohltat. Ein stetes, leises Brausen um uns herum nervt bald nicht mehr, weil man sich daran gewöhnt hat, in der ruhigen Natur hingegen mag unter Umständen jedes Knacken der Äste als störend empfunden werden. Lärm ist eine subjektive



Ein Schall-Ortungsgerät aus dem Ersten Weltkrieg. Über zwei Sammel-Schläuche wurde der Schall zu den Ohren geleitet

Größe, deshalb kann Kurt Tucholsky auch lästern: „Der eigene Hund macht keinen Lärm – er bellt nur." Andererseits ist Wohlklang nicht gleich Wohlklang. Zur falschen Zeit gehört, mutiert er zu Lärm. Man denke an Gerichtsurteile, die immer wieder in Zusammenhang mit dem Erschallen von Kirchenglocken gefällt werden. Und die Terz zum Beispiel galt im Mittelalter noch als dissonantes Intervall, während sie heute schon als zu harmonisch empfunden wird. Andererseits gibt es Geräusche, die offenbar zu allen Zeiten Menschen schmerzten: Die Abneigung gegen spitze Fingernägel, die quietschend über eine Schiefertafel fahren, ist universal.

Abb. links außen:
Blick in die Ausstellung „MenschTelefon", MKF, 2000

Abb. links:
Selbstporträt des im Alter schwerhörigen Malers Joshua Reynolds, 1775

Dr. Jürgen Bräunlein ist Medien- und Literaturwissenschaftler und lebt als freier Journalist und Buchautor in Berlin. Er hat u.a. die Bücher *Ästhetik des Telefonierens* und *Schön blöd. Vom unheimlichen Medienerfolg der Untalentierten* geschrieben